



Vorwort des Vorsitzenden



Liebe Freundinnen und Freunde christlicher Mystik,

das Weihnachtsfest und der Übergang in ein neues Jahr stehen bevor. Angesichts der kriegerischen Auseinandersetzungen im Heiligen Land und in der Ukraine empfinden viele Menschen im Grund ihres Gemüts eine große Unruhe. Vielleicht ist es angesichts dieser Situation hilfreich, einen Blick in den ev. Predigttext für den 1. Weihnachtsfeiertag zu werfen: Er handelt von der Geburt des Mose und seiner wunderbaren Errettung. Die dramatische Geburtsgeschichte weist zahlreiche Analogien zur Geburtsgeschichte Jesu auf (und ist sicherlich deswegen bei der letzten Revision der Predigttexte neu ausgewählt worden). Beide Knaben – Mose und Jesus – werden in eine Zeit hineingeboren, in der Israel von der jeweiligen Weltmacht, erst Ägypten, dann Rom, unterdrückt und gedemütigt wurde. Zur Zeit des Mose drohte sogar die Vernichtung, der Holocaust, des ganzen Volkes. Beide Male stellte sich die Frage nach einem Retter, der Israel aus der lebensbedrohlichen Knechtschaft zu befreien vermöchte. Wie der Predigttext die Ursprünge des Mittlers des ersten Bundes Gottes mit seinem Volk erzählt, beschreibt die Weihnachtsgeschichte die Ursprünge des Mittlers des zweiten Bundes. Beide Male wird die Geburt des Retters von Wundern flankiert. Es scheint so, als ob damit das in die Welt eingehende Geheimnis Gottes umhüllt werden soll. Im Alten Orient waren vor der Geburt des Mose eine Reihe von Erzählungen über die Herkunft mächtiger Herrscher im Umlauf. Auffällig ist beim Vergleich die Schlichtheit und der mythologiefreie Realismus der Geburtsgeschichte des Mose, wobei der biblische Realismus die Möglichkeit des wunderbaren Wirkens Gottes nicht ausschließt.

Die Mutter des Mose – sie wird als die eigentlich Aktive beschrieben – freut sich unbändig über ihren erstgeborenen Sohn: „Sie schaute das Kind, dass es schön war“ – so wie Gott nach der Erschaffung des Lichts „schaute, dass es schön war.“ Ihre Freude als Mutter erweist sich stärker als ihre Furcht vor den Terrorandrohungen des Pharaos, so dass sie ihr Kind, so lange es geht, bei sich zu Hause verbirgt und ihm schließlich zur Rettung eine kleine Arche baut. Ihr Gottvertrauen zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie das Kind den unberechenbaren Fluten des Nil anvertraut. Ihr zugleich gläubiger Realismus wird daran erkennbar, dass sie die Tochter als Beobachterin am Ufer des Flusses postiert.

Tatsächlich geschieht das Wunder, dass ausgerechnet die Tochter des Pharaos das Kind findet und – anders als ihr Vater – von Mitleid mit dem

weinenden Knaben erfasst wird. Im Mitleid der Pharaonentochter verbirgt sich der Rettungswille Gottes. Erneut lässt sich beobachten, was bereits in der Josefsgeschichte zur Rettung Israels geschah: „Ihr gedachtet es böse ... zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“ (1.Mose 50,20).

In diesem Zusammenhang zeigt sich eine grundlegende Eigenschaft des biblischen Gottes: Gott geht nicht einfach kalt triumphierend über seine Feinde hinweg. Vielmehr überwindet er das Herz seiner Feinde, wie das Mitleid der Pharaonentochter zeigt. Und damit noch nicht genug: Gott bedient sich gerade des Vernichtungsplans der Feinde seines Volkes Israel, um den eigenen Rettungsplan durchzusetzen. Die Tochter des Todfeindes Israels wird zur Mutter des Retters. Ihr Haus, die Familie des Pharao, wird zum Zufluchts- und Ausbildungsort des Mose, des Retters Israels aus der ägyptischen Sklaverei.

Bei näherem Hinsehen erweist sich die schlichte Geburtsgeschichte eines Knaben in der Situation höchster Bedrohung Israels als grandiose Rettungsgeschichte. Auf aktuellem Hintergrund neu gelesen, wird besonders das Hoffnungspotenzial deutlich, das in der Geschichte steckt.

Es wäre schön, wenn Sie spätestens in der stilleren Zeit zwischen den Jahren zum Lesen des neuen Rundbriefs kämen. Er enthält eine Reihe von kürzeren Artikeln, die zum „Verkosten“ und Nachdenken anregen wollen. Sehr dankbar bin ich für den weihnachtlichen Beitrag unseres Ehrenmitglieds Dr. Gotthard Fuchs, den er extra für unseren Rundbrief verfasst hat. Damit findet der Abdruck ausgewählter Texte von ihm aus Anlass seines 85. Geburtstags seinen Abschluss.

Die Reihe klassischer Texte der Mystik wird mit einem Auszug aus „Der Wolke des Nichtwissens“ fortgeführt, einem der bedeutendsten mystischen Texte des Mittelalters aus England, dessen Autor bzw. Autorin unbekannt geblieben ist. Der Text ist mit freundlicher Genehmigung der von Zoran Perowanowitsch besorgten Neuauflage entnommen, die 2022 im Kitesh Verlag erschienen ist. Sie enthält nicht nur reichhaltige Erläuterungen, sondern ist auch äußerlich ausgesprochen ansprechend gestaltet (herzliche Empfehlung!).

Im letzten Rundbrief hatte ich eine Sondernummer mit den Vorträgen der diesjährigen Jahrestagung zum Thema: „Zugrundegehen – von der Transformationskraft christlicher Mystik in der ökologischen Krise“ noch vor Weihnachten angekündigt. Die Abgabe einzelner Beiträge hat sich jedoch leider verzögert, so dass der Sammelband erst im kommenden Jahr erscheinen wird.

Vor allem möchte ich Sie jetzt schon ganz herzlich zur nächsten Jahrestagung in der Benediktinerabtei Niederaltaich einladen, die vom 3. bis 5. Mai 2024 stattfinden wird. Thema wird die Mystik der orthodoxen Kirche

sein. Das Programm steht weithin und geht ihnen im neuen Jahr rechtzeitig zu.

Mir bleibt noch, Ihnen ein besinnliches Weihnachtsfest und gesegnetes neues Jahr zu wünschen. In der Hoffnung, Sie dann wiederzusehen, bin ich mit herzlichen Grüßen, auch von den anderen Mitgliedern des Vorstands,
Ihr

A handwritten signature in cursive script, reading "Peter Zimmerling".

Peter Zimmerling, Vorsitzender



Inhalt

- I. **Geburtlich leben.
Eine vorweihnachtliche Meditation
von Gotthard Fuchs** – Seite 05
- II. **Spiritualität und Poesie
von Peter Zimmerling** – Seite 15
- III. **„Hindurchschauen“ auf das
„wahre Wesen“. Ein mystischer Weg mit
langer Tradition. Hilfreich auch für heute
von Jürgen Linnewedel** – Seite 19
- IV. **Mystik und Theologie –
ein spannendes Verhältnis
von Erika Helene Etminan** – Seite 25

Reihe: „Klassische Texte der Mystik“

- V. **Die Wolke des Nichtwissen** – Seite 27
- VI. **Predigt bei der Jahrestagung der Gesellschaft
der Freunde christlicher Mystik in Selbitz am
Dreifaltigkeitssonntag, 4.6.2023
von Julia Zabrocki** – Seite 29



I. **Geburtlich leben. Eine vorweihnachtliche Meditation** von Gotthard Fuchs, Wiesbaden

Hannah Arendt, die über das Liebesverständnis bei Augustinus promoviert hatte, warb entschieden für einen Blickwechsel: das bisherige Denken im Delta von alten Griechen und getauften Juden, also das sog. Abendland, stehe zu einseitig im Sog der Sterblichkeit, ja des Todes (und wohl auch des Tötens!). Dem allseits empfohlenen „memento mori“ sei mit Nachdruck ein „memento nasci“ entgegensustellen: „Denk daran, zur Welt zu kommen“ (immerhin leitet sich von nasci das Leitwort „Natur“ ab!). Viel seit der platonischen Erzählung vom Tod des Sokrates sei vom sterblichen Leben die Rede bis hin zur Weisheit gar des Selbstmords am Beispiel Senecas, aber nicht von der Kunst des Gebärens und des (ständigen) Geborenwerdens. Und christlich würden Welt und Mensch ständig durch das Nadelöhr des gekreuzigten Jesus gesehen, und bis heute werde immer „nur“ der Tod des Herrn verkündigt.

Wo man dagegen den Fortschritt des Lebens forciert und verklärt, wird das Leben zur „letzten Gelegenheit“. Unterströmig herrscht dann eine panische Angst vor Sterben und Tod: Es kommt einerseits zur Todesverdrängung zwecks Steigerung des möglichst ewigen Lebens wie jetzt in der transhumanistischen Bewegung, die den Tod vollends abschaffen will und „ewiges“ Fortleben nicht mehr gebiert, sondern herstellen will. Andererseits kommt es zu jener „Todesvergötzung“, die Bonhoeffer treffend als (eine) Signatur der Moderne herausstellte: Gewalt an allen Ecken, „Selbstbeherrschung“ und Vergewaltigung seiner selbst, anderer Menschen und nicht zuletzt der Natur, der gebärend-geborenen (von nasci!).

Vom unbeherrschbaren Geheimnis unserer Herkunft, vom Wunder des Anfangs, vom Segen der Entbindung – kurz von Geburt und Gebürtigkeit ist jedenfalls leitmotivisch und strukturell kaum die Rede (gewesen?), alles ist im Fortschritts- und Machbarkeitsparadigma auf Zukunft gebürstet. Es ist wohl kein Zufall, dass es entsprechend seit der Romantik eine Weihnachtsfrömmigkeit gibt, die sich immer mehr säkularisiert und

vermarktet: wenigstens in dieser Nische wollte man doch etwas Geburtsglück und Mutterwärme inszenieren. Dorothee Sölle meinte spitz, in der kapitalistischen Welt finde Liebe nur noch im Bett und zu Weihnachten statt, ansonsten gehe es gnadenlos leistungsbezogen und gewinnorientiert zu; gesteigerter Verbrauch und fortschreitende Verwertung sind angesagt, keine Rede vom zweckfreien Zauber des Anfangens und der Fragilität des Neugeborenen. Ob die Verdrängung des Geburtlichen als Matrix allen sterblichen Lebens auch mit dem Patriarchat zu tun hat, mit der Ausgrenzung von eigenständigen „Frauenthemen“ aus dem vorherrschenden Männerblick, wäre eigens zu fragen. Jedenfalls ist es kaum ein Zufall, dass es just eine Frau war, die das Motto „Gedenke der Geburt“ als epochales Programm formulierte – und dabei an den Schatz des Biblischen anknüpfte.

„als ich noch nicht geboren war“

Ganz selbstverständlich ist das Nennen von Geburtsdatum und -ort, wenn man sich ausweisen muss. Das gilt als Identitätsmarker. Bisweilen kommt es beim ersten Kennenlernen schon zum berühmten Frageaustausch: „Und woher kommen Sie?“ Dann lässt sich etwas vom Werdegang und der Herkunft erzählen. Gern antworte ich zwecks Verfremdung und Belustigung: „Das wüsste ich auch gern“.

Meist folgt jenes Schmunzeln oder Lachen, das in eine größere Tiefe weist. Ja, die Frage nach meiner Herkunft und Gebürtigkeit ist abgründig. Mit dem Geburtsdatum und den Eltern ist es ja nicht getan: Welche Generationenzusammenhänge tun sich auf, welche andere Lebensgeschichten und Erdalter sprechen in meinem Dasein mit? Jeder Baum hat ja seine gesamte sichtbar verästelte Größe nochmal spiegelbildlich im verborgenen Wurzelwerk unter der Erde – ebenso unsereiner in der Tiefe unserer Innerlichkeit und Herkunft. Welche kosmischen Räume gibt es also in mir und dir? Gebürtig sein eröffnet jenen schier unendlichen Raum unseres Daseins. Wir kommen von weit her.

In seinem bewegenden Roman „Morgen und Abend“ erzählt Jon Fosse von einem jungen Vater, der sich während der Geburt seines Sohnes im Nachbarzimmer zwischen Hoffen und Bangen Gedanken macht über das Leben im allgemeinen und den jetzt erwarteten Kleinen: „Jetzt kommt er bald heraus, die Marta, seine Mutter, schreit in den Wehen, jetzt muss er hinaus in die kalte Welt

und dann ist er darin allein, getrennt von der Marta, getrennt von allen anderen, allein wird er sein, immer allein und dann wird er, wenn alles herum ist, wenn seine Zeit gekommen ist, sich auflösen und wieder zu nichts werden und wieder dahin gehen, wo er her gekommen ist, von nichts zu nichts, das ist der Gang des Lebens...“ (Jon Fosse, Morgen und Abend, Berlin 2001, Tb 2023, 17). Gebürtigkeit als Signatur des sterblichen Lebens nötigt zu den Fragen: Woher und wohin, warum und worumwillen: „Von nichts zu nichts“?

Bekanntlich gehört es zur Eigenart biblischer Hoffnung, dass sie auf diese alles prägende Woher-Frage mit der Zusage des Schöpfergottes antwortet: „Von nichts zu nichts“ bleibt eine treffende Vermessung, aber nun in völlig neuem Kontext: geschaffen aus nichts in der Tat, aus nichts – anderem nämlich als aus dem Wohlwollen jenes Gottes, der seinerseits allem zuvor und gegenüber schlechterdings zuvor-kommend ist und bleibt. Die biblische Überzeugung, dass Gott „die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4,17) gibt eine entschiedene Antwort auf die Frage nach unserem Woher und natürlich auch Wohin: es ist das Nichts, in dem das göttliche „Ein und Alles“ sich zeigt. Gott ist der, „der anfangen kann“ – und anfangen lässt (so die treffende Kurzformel des späten Schelling). Schöpfung und Erlösung sind die elliptischen Brennpunkte dieser typischen Bewegung. Zu beiden gehört die Frage nach dem Woher (und natürlich die nach dem Wohin).

Schon die Bibel bezeugt vielfarbig diesen inneren Zusammenhang von Schöpfung und Neuschöpfung, von bleibend geglückter Gebürtigkeit: Was in Christus Jesus konkret aufscheint und zur Welt kommt, ist von Anfang an im Gange. Im Anfang, besser im Ursprung von allem, was ist, ist jene Schöpfermacht am Werk, im Vergleich zu der alles nichts war und bliebe. Wie die Schöpfung kommt auch der Erstgeborene aus Nazareth aus dem Nichts, das Gottes ist. Von damals bis heute fragt man: woher hat er das? Woher kommt der? Bis zuletzt erweist er sich als der neue Anfang vieler Brüder und Schwestern; was in Adam und Eva begann, wird in ihm aufgegriffen, dem neuen Adam. Seine Inkarnation ist die endgültige Bestätigung und Offen-Barung von ständigem Schöpfer-Wirken. Das Geheimnis Jesu und das Geheimnis der Schöpfung im Ganzen zusammen zu denken, ist heutzutage besonders dringlich, wo das Thema „Bewahrung der Schöpfung“, als des

Schöpferisch- und Geburtlich-Seins, auf der globalen Tagesordnung steht.

Dabei kann Paul Gerhardts Weihnachtslied besonders hilfreich sein, um Gottes schöpferisches Zuvor-Kommen im Geheimnis jeder Geburt und besonders dieser zu bedenken: „Als ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren!“ Ganz wesentlich durch die mystagogische Arbeit von Johann Arndt mit angeregt, nimmt der begnadete Dichterpfarrer Gedanken auf, die auf den bisher originellsten Denker des Geburtlichen hinweisen. Denn keiner hat vor und nach ihm das Thema von Geburt(lichkeit) und Gebürtigsein so zum Schlüssel des Menschlichen und Christlichen gemacht wie Meister Eckhart. Er ist es, der die biblischen Aussagen von der Gottesgeburt und Sohnwerdung aufgreift (vgl. Joh 1,13f; 3,3ff; 1 Joh 4,2) und, die kirchliche Taufpraxis voraussetzend, schöpferisch entfaltet.

„Er wirkt und ich werde“

„Fragtet ihr Bruder Eckhart, wann gingt ihr heraus aus dem Haus – so bin ich drin gewesen!“ So erinnert plastisch der Thüringer Meister einmal (Predigt 109, DW IV 2,772) an das Exodus-Motiv der Bibel und des Lebens. Für ihn ist noch selbstverständlich, wo wir zu Hause sind und wo wir „von Hause aus“ hin gehören – in das *GeHeimnis*, das wir Gott nennen, in dem „wir leben und weben und sind“ (Apg 17,28), und zwar von Ewigkeit zu Ewigkeit, und so in der Zeit. Aber das wird eben nicht, wie das in der Neuzeit und Gegenwart üblich geworden ist, primär eschatologisch auf Zukunft hin ausgelegt, sondern zielt protologisch auf Herkunft und Ursprung. Aber gerade dieser förmlich archäologische Blick auf unsere Herkunft ist für Eckhart wichtig (natürlich auch um der Zukunft und des *Heimgangs* willen): „Die Leute brauchten nicht so viel nachzudenken, was sie tun sollten; sie sollten vielmehr bedenken, was sie wären“, rät schon der junge Magister in seinen Reden der Unterscheidung (Nr.4). Nicht auszudenken, was unsereiner schon (geworden) *ist*. Nicht die Zukunft ist hier das Thema, sondern die Gegenwart in ihrer Herkunftigkeit; nicht das, was vor uns liegt, sondern was wir sozusagen schon im Rücken und unter den Füßen haben – und worauf jeder Mensch als Gottes Geschöpf immer schon ansprechbar ist. Wir sind eben nicht nur Zufallsprodukte oder Blindgänger der Evolution, sondern gewollte und erwünschte, ja berufene und erwählte Söhne und Töchter

Gottes. Was in Ihm, dem Erstgeborenen aus Nazareth, schon geglückt ist, soll und wird auch in uns gelingen. „Wir heißen Kinder Gottes und wir *sind* es“ (1Joh 4,2). Dieses Sein als Gottes ständige Neu-Schöpfung zu begreifen und sich selbst darin – das steht im Mittelpunkt von Eckharts Denken. „Gott ist ein Gott der Gegenwartigkeit.“

Der zweite Teil des johanneischen Zentralsatzes – „aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden“ bleibt bei Eckhart eingeschmolzen in die freudige Gewissheit, dass Gottes Inkarnation als Vollendung der Schöpfung schon geglückt ist. Da ist die menschliche Natur, von Gott längst geschaffen, wirklich angenommen, endgültig und für immer. „Jeder Mensch ist, insofern er Mensch ist, bereits Christus. Die menschliche Natur ist Christus geworden“ (kommentiert Dietmar Mieth in seinem schönen Buch „Meister Eckhart, München 2014, 183). Eckharts ganzes Denken und Predigen speist sich aus dem Bemühen, diesem kategorischen Indikativ endlich (im doppelten Wortsinn) zu entsprechen, also wirklich zu werden, was wir schon sind: Gottes Geschöpfe, ja seine Söhne und Töchter. Gott ist gegenwärtig, insofern er ständig schöpferisch da ist und uns wie alles sein und also werden *lässt*. Diese schöpferische Gelassenheit gilt es mit zu vollziehen: „Er wirkt und ich werde“ (Predigt 6, Werke ed. Largier, I 86). Und dieses „Werden ist hier ausdrücklich nicht als räumliche Fortbewegung oder zeitliches Werden und Vergehen gemeint, sondern als ein Geschehen im Jetzt, das quer zum Zeitablauf steht, sozusagen in einer anderen Dimension des Wirkens, freilich eines Wirkens, das immer, ohne Unterlass geschieht“ (Mieth 158). Es ist ein ständiges Gebären und Geborenwerden schon in Gott, sozusagen innertrinitarisch, und zugleich in der Welt als fortwährende Schöpfung und Inkarnation– ein einziger Vorgang wie Ein- und Ausatmen. „Dem Geboren-werden in der Erkenntnis entspricht das Wieder-Gebären in den Werken der Liebe“ (Mieth 186), und dieses Erkennen ist ein ganzheitliches Empfangen, ein An-Erkennen und Handeln.

Gottes schöpferisches Wirken wird sichtbar in dem, was ist und geschieht; alles was ist, wird zum Ort seiner Gegenwart. „So geht es auch dem Menschen, der da wähnt, Gott zu entfliehen, und er kann ihm doch nicht entfliehen; alle Winkel offenbaren ihn. Er wähnt Gott zu entfliehen, und er läuft ihm in den Schoß. Gott gebiert seinen eingeborenen Sohn in dir, es sei dir lieb oder leid, ob du

schläfst oder wachst; er tut das Seine..." (Predigt 22, Werke ed. Lagier II 263). Dadurch, dass ich unentrinnbar da bin, werde ich schon mit meiner Herkunftigkeit konfrontiert, ob ich will oder nicht. Ich darf und muss mich als mir gegeben begreifen, mir vor- und aufgegeben, mir geschenkt und zugetraut, auch zugemutet. Der Mensch, ja die ganze Schöpfung sieht sich unglaublich gewürdigt. Sie darf Anteil nehmend selbst mitvollziehen, was der schöpferische Gott selbst ist und ständig tut: selbst geboren nun mitgebärend. In seiner Trostschrift kann Eckhart vom Menschen deshalb sogar sagen, er sei ein „geborngott“ (Mieth,161). Nikolaus von Kues, der größte Schüler Eckharts, wird ihn „zweiten Gott“ nennen, und Friedrich von Spee vom „menschgeborenen“, vom „frisch vermenschten Gott“ (vgl. Alex Stock, Poetische Dogmatik. Christologie 3, Paderborn 1998,69). Im Geheimnis Christi, in dem Gott und Mensch für immer einig sind – und das „unvermischt und ungetrennt“ –, offenbart sich zugleich das Geheimnis aller Menschwerdung und der Sinn der Welt als Schöpfung. Auf dieser Linie formulierte das letzte Vatikanische Konzil, in Jesus Christus habe sich „Gott mit jedem Menschen gleichsam *vereinigt*“ und mit aller Kreatur (*Gaudium et spes*,22).

Ersichtlich ist diese Weihnachtsmystik durch und durch prozessual und kommunikativ gedacht, als Beziehungs- und Wachstumsgeschehen. Erkennen und Lieben, Denken und Tun sind dabei untrennbar – aber wohl unterschieden – ein einziges geburtliches Entfaltungsgeschehen, Geschehenlassen und Mitvollzug der Gegenwart des wahrhaft schöpferischen Gottes in allen Dingen. Es ist keineswegs ein bloß „gedachtes“, bloß kognitives Geschehen, es betrifft das Sein und Dasein im Ganzen. Die ständige Schöpfung und Erlösung lässt alles Dasein und Wirken als ständige „Innengeburt“ (Rose Ausländer) begreifen, die sich äußert und entäußert in entsprechendem Dasein, im Verhalten und Tun. Man kann sich das durch einen Seitenblick auf die französische Sprache veranschaulichen: *naissance* heißt da Geburt (uns bekannt durch Renaissance = Wiedergeburt), *connaissance* aber heißt Erkenntnis und Verstehen (wörtlich: Zusammen- Gebären), *reconnaissance* aber heißt Wiedererkennen, Er-innerung, Erkenntlichkeit; immer ist die geburtliche Dimension prägend. Alles kommt darauf an, „aus Gott geboren“ zu werden und selbst „in gebärender Weise“ zu leben. Genau das haben fromme Christenmenschen wie Paul Gerhardt,

Angelus Silesius und Friedrich von Spee in Verse und ins Lied gebracht.

In Geburtswehen

Eckharts Deutung vom Dasein als geburtlichem Geschehen ist ersichtlich von einem umwerfenden Seins- und Gottvertrauen geprägt; Vernunft und Bibel verweisen gleichermaßen auf jenen alles tragenden Grund, der zugleich höchste Lebendigkeit und Dynamik ist, den wir Gott nennen: „herkunftiger Glaubensoptimismus“ (Mieth,164) prägt diese Spiritualität. Wir Heutigen, Kinder der Neuzeit und Nachmoderne schon, erleben die Brüche, Abgründe, ja Absurditäten des faktischen Lebens anders als die Menschen im 14. Jahrhundert; seit der explizit reflektierten Entdeckung der Angst durch und seit Kierkegaard, seit dem Tode Gottes und der Heraufkunft nihilistischer Welt- und Selbstdeutung, zumal seit Auschwitz gilt es, die Eckhartsche Geburtsperspektive weiter zu entfalten. In Zeiten, in denen das neuzeitliche Modell universaler Machbarkeit endgültig in der Krise zu sein scheint, erscheint Eckharts kontemplative Weihnachtsmystik zwar als ausgesprochen heilsam und hilfreich. Aber zugleich fällt auf, wie wenig darin die Dramatik menschlicher Existenz ausdrücklich wird, die das heutige Lebensgefühl bestimmt. Zur Dialektik von Aufklärung und Neuzeit gehört ja auch die förmlich strukturelle Angst und Gewalt unserer Welteinstellung und -erfahrung. Deshalb gehören zum heutigen Nachdenken über weihnachtliche Geburtlichkeit auch jene schon biblischen Motive und Aspekte, die den Zusammenhang von Geburt und Tod bedenken, den Risikofaktor des Daseins, seine Gefährdung und Hinfälligkeit und nicht zuletzt die Macht des Bösen und Destruktiven. Warum denn so viel Angst, wirklich zur Welt und zu Gott zu kommen, warum so viel Angst vor dem Denken und Lieben, dem Einlassen und Verausgaben? Warum auch so viel Bedenken, Kinder in die Welt zu setzen und sehr konkret gebärend am Abenteuer des Lebendigen und Schöpferischen mitzuwirken?

Bekanntlich sind ja die Evangelien der Bibel nach vorne verlängerte österliche Passionsgeschichten, und auch die ganze Hebräische Bibel ist durchstimmt von der Erfahrung des Exils. Nicht zufällig steht jetzt der Schöpfungshymnus als Notenschlüssel am Beginn der ganzen Bibel, der in Israels Exil entstand und ein verheißungsvolles Protestlied gegen Chaos und Elend ist (von

ellende=Ausland). Auch die sogenannten Kindheits- und Weihnachtsgeschichten sind nach vorn verlängerte Passionsgeschichten. Nicht zufällig ist von Flucht und Verfolgung die Rede: denn seit Kain leben wir im Lande Nod, im Lande der Flucht und der Flüchtigkeiten. Das neugeborene Jesus-Kind auf dem Geburtsbild des Isenheimer Altars trägt schon dieselben zerfetzten Windeln wie der Gekreuzigte! Mit jeder Geburt ist Passion verbunden, Leiden und Leidenschaft – mit den schweren Geburten vor allem. „Es ist ein Weinen in der Welt, als wenn der liebe Gott gestorben wär“ (Else Lasker-Schüler). Die ganze Schöpfung liegt in Wehen, bis zum Zerreißen sind Herzen, Hirne und Leben von uns Menschen zerspannt. Ein Riss geht durch die Schöpfung, so viel Gewalt und Leid, so viel Angst und himmelschreiendes Unrecht. Schon im frühen Judentum gab es die Vorstellung von den Wehen des ersehnten Messias, bis in die Shoa und in alle apokalyptisch gestimmten Zonen ist es Hoffnungsbild voll tröstender Mitleidenschaft: Ja, eine schwere Geburt für Gott selbst und seinen Messias (und für unsereinen und die Welt). Bis zu seiner Geburt (bzw. An- und Wiederkunft) ist wortwörtlich der Teufel los.

Aller säkularen Weihnachtsseligkeit zum Trotz gilt es eben, die biblische Botschaft als entscheidende Lese- und Gestaltungshilfe zu begreifen: Zeugen und Gebären ist eine durchaus riskante Sache, die Mut und Demut erfordert. Das Dasein in der Welt im Lichte Christi zu verstehen ist eben nicht nur „holdselige“ Geburt, sondern auch Schwerstarbeit und Kreuzesnachfolge. „Auch wir, die wir den Geist Gottes empfangen,“ seufzen und stöhnen. Noch ist alles im Gange und Schwange. Gott sei Dank ist es mit Geburt und Kreuzigung Jesu gut ausgegangen, sogar sehr gut – und darauf ist für immer Verlass. Aber unsereiner hat sein Ostern noch vor sich und ist mitten unterwegs auf dem Kreuzweg des Lebens, des geburtlichen, sterblichen, tödlichen. Die weihnachtliche Geburt, Vorausbild der österlichen, erschließt sich als Eröffnung eines Weges, der erst in der Osternacht des Lebens zur Voll-Endung kommt, bis der Morgenstern aufgeht, der nie mehr untergeht. Ja, wir sind erlöst, „aber auf Hoffnung hin“: *non in re, sed in spe* (Röm 8,24)! Wir sind guter Hoffnung und freuen uns an Weihnachten der schon geglückten Geburt (auch des eigenen Glaubens und Lebens), aber mit der Geburt ist auch der Tod schon da, diese letzte Entbindung. Immer gilt es, von der ersten Geburt an, „sich zu

verlassen“ und in jenen Ent-äußerungs- und Mit-Teilungsprozess hinein zu gehen, der das wahre Leben ist und zu ihm führt. Nicht selten ist es eine schwere Geburt, und von Anfang trägt es die Signatur der Durchkreuzung. Deshalb konnte Meister Eckhart in seiner weihnachtlichen Geburts- und Entbindungsmetaphorik auch vom „mystischen Tod“ sprechen. Im Pietismus ist von der dreifachen Geburt und Entbindung die Rede: der ersten sozusagen biologisch-sozial, von der zweiten in der geistlichen Lebenswende und Bekehrung und der dritten im Tod.

„Fange nie an aufzuhören, höre nie auf anzufangen“

Der glaubensweise Rabbi Sussja lehrte Folgendes: „Gott sprach zu Abraham: ‘Geh aus deinem Land, aus deinem Geburtsort, aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde.’ Gott spricht zum Menschen. Zuvörderst geh aus deinem Land – aus der Trübung, die du dir selbst angetan hast. Sodann aus deinem Geburtsort – aus der Trübung, die deine Mutter dir angetan hat. Danach aus dem Vaterhaus – aus der Trübung, die dein Vater dir angetan hat. Nun erst vermagst du in das Land zu gehen, das ich dir zeigen werde“ (Martin Buber, Die Geschichten der Chassidim, Zürich 1949, 385). Exodus- und Geburtsmystik gehören weihnachtlich zusammen. Die lebensstiftende Erfahrung vom Mutterland der frühesten Kindheit, wo an der nährenden Brust Milch und Honig fließen, wird zum Symbol für die Wüstenwanderung gelingender Menschwerdung überhaupt, Ausdruck der göttlichen Wegtreue bis zur Voll-Endung; das anfängliche Paradies wird zum Bild für das Endzeitliche wie auch in der Bibel zwischen Genesis und Apokalypse. Immer gilt es heraus zu treten aus Trübung und Betrübnis und sich hindurch- und vorausführen zu lassen zu dem, was ur-sprünglich verheißen ist. Dem Weihnachtsgeheimnis ist bleibend diese adventlich-messianische Verheißungsstruktur des Glaubenslebens eingeschrieben, und dem Leben überhaupt: heraus aus dem Mutterschoß, aus der Herkunftsfamilie, auch aus dem gewohnten Glaubensverständnis und der bisherigen Kirchengestalt und hinein ins Offene, Größere, Unfassbare, das schon unvordenklich Herkunft und mindestens ebenso unfassbar Zukunft ist: Gott selbst. „Derart das Leben lieben und uns derart ihm anvertrauen, dass wir es umarmen und uns selbst durch den Tod hindurch in es hineinstürzen – das ist die einzige Haltung, die Sie zu beruhigen und zu stärken vermag: irrsinnig das Größere

lieben als man selbst“ (So schrieb Teilhard de Chardin am 2. Oktober 1927 tröstend einer besorgten Freundin).

Derart geburtlich leben lernen bis zuletzt, das allein entsprechend dem Geheimnis unserer Herkunft: aus nichts anderem als Gottes schöpferischer Liebe. Weil Gott der stets und ursprünglich Anfangende ist und wir Menschen als seine Geschöpfe die stets schon Initiierten, ist Weihnachten vor allem dies: die Ermutigung und Bestätigung, stets Anfangende und Beginnende zu sein. Immer wieder kommt z.B. Alfred Delp in seinen vor-weihnachtlichen Gefängnis-Meditationen auf diesen Punkt: Glaubend sind wir stets Anfänger. Das ist kein Defizit, sondern ganz im Gegenteil unsere Würde und Berufung. Denn es ist das Anteil haben dürfen am Geheimnis dessen, der stets schöpferisch ist und Mitgehende, Mitliebende und Mitleidende sucht. „Gottes Anrufe sind immer schöpferisch“ (Alfred Delp, Gesammelte Schriften IV, 173).

„Allen gab er die Macht, Gottes Söhne und Töchter zu werden, allen, die nicht nur aus dem Blut, aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind“ (vgl. Joh 1,13) und das sind, im Lichte von Weihnachten, in Wahrheit alle schon. Warum denn sonst blüht jeder Mensch auf, wenn er gelobt und geliebt wird? Warum ist er dann wie neu geboren? Wir sinds schon und wir wissen es auch: weil wir aus einer großen Liebe stammen – eingeladen, in geborener und gebärender Weise zu leben; wenn wirs nur glaubten. „Die Leute brauchten nicht so viel nachzudenken, was sie tun sollten; sie sollten vielmehr bedenken, was sie sind.“



II. Spiritualität und Poesie von Peter Zimmerling, Leipzig

Viele Menschen – übrigens auch viele Gläubige – haben in unserer Gesellschaft eine regelrechte Aversion gegen hohe fromme Worte entwickelt. Sie können sich des Eindrucks nicht erwehren, dass mit diesen Worten ungedeckte Schecks ausgestellt werden. Die frommen Worte scheinen ihre Kraft verloren zu haben. Dietrich Bonhoeffer schrieb vor fast 80 Jahren in „Widerstand und Ergebung“: „Wir sind auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen.“ Was unter Sünde, Schuld, Versöhnung, Gerechtigkeit, ewiges Leben etc. zu verstehen ist, wisse niemand mehr so genau. Bonhoeffer ist damals zum Dichter geworden – für einen wissenschaftlichen Theologen durchaus ungewöhnlich. Als letztes Gedicht schrieb er „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ – das weltweit bekannteste und wohl auch inhaltlich gehaltvollste geistliche Gedicht des 20. Jahrhunderts.

Ist Poesie eine Antwort auf die geistliche Sprachlosigkeit im Zeitalter des Säkularismus? Daraus ergibt sich konsequenterweise die Anschlussfrage: Wie verhalten sich Spiritualität und Poesie zueinander? Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass beide über lange Zeit in einer engen Beziehung zueinander standen. Die Bibel enthält viele Texte, die in geprägter, poetischer Sprache verfasst sind. Denken wir nur an die Psalmen und die prophetischen Bücher des Alten Testaments. Auch im Neuen Testament gibt es wunderbare Hymnen, Gedichte, die bis heute das Stundengebet in den Klöstern und Kommunen prägen: das Benedictus, der Lobgesang des Zacharias, das Magnificat, der Lobgesang der Maria, und das Nunc dimittis, der Lobgesang des greisen Simeon (alle im Lukasevangelium, 1f). Zu den herausragenden poetischen Stücken im NT gehört auch der Christushymnus im Philipperbrief, 2,6–11.

Daraus ergibt sich die Frage: Drängt eine spirituelle Erfahrung nach poetischem Ausdruck? Luthers Bibelübersetzung ist vielleicht das berühmteste und wirkmächtigste Beispiel dafür. Es gibt keine andere moderne Sprache, die neben dem Deutschen eine derartige Bibelübersetzung aufzuweisen hätte. Bei seinem Übersetzungswerk arbeiteten der Gelehrte, der Künstler und der Christ Hand in Hand. Luthers Bibelübersetzung stellt die Quintessenz und den klarsten Spiegel seiner Theologie und Spiritualität dar. Die Bibelübersetzung sollte – so das Ziel des Reformators – ohne Erklärung jede Leserin und jeden Leser unmittelbar ansprechen. In erster Linie ist sie kein Lese-, sondern ein Hörbuch, denn trotz der Erfindung des Buchdrucks war eine Bibel noch teuer. Nur Vermögende konnten sich ihren Erwerb leisten. Luthers Sprache ist

ausgesprochen melodios und eignet sich deshalb sehr gut zum Auswendiglernen. Immer wieder verwendet er die dichterischen Mittel der deutschen Sprache: Stabreim und Rhythmus. Dazu kommt die Bildhaftigkeit, die tiefere Schichten des Menschen erreicht als lediglich seine Rationalität. Luther war nicht nur Gelehrter, sondern auch ein genialer Künstler. Heute ist die deutsche Sprache weithin zu einer Informationshülle abgesunken. Alles muss plausibel, erklärbar, begrifflich fassbar sein. Die Sprache kennt keine Geheimnisse mehr. Sie ist gottlos geworden. Bei Luther befinden wir uns in einer ganz anderen Welt: in der Welt der Ehrfurcht und des Geheimnisses. Seine Übersetzung will nicht nur informieren, sondern die Geheimnisse Gottes so zur Sprache bringen, dass sie das Herz ergreifen.

Der Reformator konnte die Bibel kongenial übersetzen, weil er ihren geistlichen Sinn an sich selbst erfahren hatte. Die Worte der Bibel sprachen in sein eigenes Leben, sie rüttelten ihn auf und trösteten ihn. Das Staunen darüber, dass Gott durch die Bibelworte zu ihm redete, gab ihm die Freiheit, in der Übersetzung seine eigene Sprache zu finden. Für Luther ist die Bibel ihrem Wesen und Inhalt nach Gottes Wort. Sie ist bis an den Rand gefüllt mit Gottes Geist. Um sie zu verstehen, muss ein Mensch von ihrem Geist ergriffen werden. Er muss selbst zum biblischen Menschen werden: sich unter Zöllnern und Pharisäern wiederfinden. In Luthers Bibelübersetzung schwingt überall die befreiende Botschaft von der Liebe Gottes als heimlicher Unterton mit. Sie ist geprägt von der Freude darüber, dass in Jesus Christus der ewige Gott wirklich und ganz Mensch geworden ist.

Zu allen Zeiten hat die Lutherbibel auch Lyriker angesprochen, die dem Glauben fernstanden. Zu ihnen gehörte der Atheist Bertolt Brecht. Auf die Frage, welches Buch ihm das liebste sei, antwortete er einmal: „Sie werden lachen, die Bibel.“ Warum das? In der Bibel werden Menschen ungeschminkt, so wie sie sind, beschrieben. In ihrer Größe und Schönheit, aber auch in ihrer Zerbrechlichkeit und Hässlichkeit. So heißt es in Psalm 103: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.“ In den vergangenen Jahren ist uns die Verletzlichkeit des Menschen so unübersehbar wie lange nicht mehr vor Augen getreten. Wie gut, dass der Psalm mit den eben zitierten Versen noch nicht zu Ende ist. Es heißt weiter: „Die Gnade aber des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über denen, die ihn fürchten.“ Da ist jemand, der die menschliche Zerbrechlichkeit umgreift und in seine Obhut nimmt.

Nicht nur die Lutherbibel, auch die Schriften der Mystikerinnen und der Mystiker dokumentieren sprachliche Schöpferkraft. Das Unsagbare drängt offensichtlich nach poetischer Form – weil in poetischer Sprache am ehesten das eigentlich Unsagbare zum Ausdruck gebracht werden kann. In Bildern,

die inhaltlich immer etwas offen lassen. Darin ist die Poesie so ganz anders als die Sprache der Theologie, die im wahrsten Sinne des Wortes auf prosaische Weise vom Geheimnis zu reden versucht und daran heute scheitern muss.

Moderne Lyrik setzt noch einmal an einem anderen Punkt ein als die traditionelle Poesie eines Luther, eines Paul Gerhardt oder der Mystikerinnen und Mystiker. Moderne Lyrik will keine Antworten geben. Sie stellt Fragen, will Selbstverständlichkeiten hinterfragen, will Menschen bewusst machen, dass sie in den Kerkermauern ihres Ichs gefangen sind. Und wie steht es mit ihrer Rede von Gott? Sie nähert sich ihm höchstens probenhalber, auf dem Weg des Experiments, des Versuchs. Bestenfalls umkreist sie das Geheimnis Gottes, wie Rainer Maria Rilke es in einem berühmten Gedicht ausgedrückt hat:

„Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.“

Vielleicht ist die moderne Lyrik in diesem Modus dem heutigen Menschen näher als es die assertorischen, indikativischen Aussagen der Theologie über Gott sind. Nach eineinhalb Jahrtausenden Christentum in Europa sind die Menschen unsicher, skeptisch, ja kritisch, was behauptende Aussagen über Gott angeht. Moderne Lyrik nimmt dieses Unbehagen auf – und weist möglicherweise gerade dadurch den Weg zu einer neuen, zukünftigen theologischen Sprache. Die moderne Lyrik verhüllt mehr, als dass sie zu enträtseln versucht. Sie versteht sich als Platzhalter, schafft einen Freiraum, damit Gottes Geist selbst mit dem Einzelnen reden kann, *ubi et quando visum est deo* – wo und wann es Gott gefällt.

Spätestens der Missbrauchsskandal – inzwischen längst nicht bloß in der römisch-katholischen Kirche – und der Krieg zwischen zwei orthodoxen, christlichen Brudervölkern sollten Theologie und Kirche und damit auch Spiritualität und Mystik eine neue Bescheidenheit lehren. Vielleicht sollten wir alle uns eine Weile mit assertorischen Aussagen zurückhalten. Der katholische Theologe Josef Wittig schrieb unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg: „Die Kirche ist wie die Natur: Wachsen will sie; immer neue Gestalten will sie schaffen. [...] Man muss ihr nur auch Winterzeiten und Brachzeiten gönnen. Es muss manchmal alles in ihr ganz wie tot sein. [...] Im Winter ist es oft so, dass ich kaum noch an grüne Büsche und blühende Wiesen glauben kann. So ist es mit der Kirche“ (Joseph Wittig, Heinrich II. als Reformator, 561). Das gilt auch für geistliche Sprachfähigkeit. Der schon genannte Dietrich Bonhoeffer litt in seinen letzten Lebensjahren im

Gefängnis unter der eigenen geistlichen Sprachlosigkeit. Er sehnte sich nach einer Weise, „das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden“ (Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 8, 436). Bonhoeffer meinte, dass er selbst die Sprache noch nicht gefunden habe: „Bis dahin wird die Sache der Christen eine stille und verborgene sein; aber es wird Menschen geben, die beten und das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten.“ Ich bin anderer Meinung: Zumindest in seinen Gedichten spricht er sie schon.

Der verstorbene Hamburger Praktische Theologe Peter Cornehl hat zu Recht die These aufgestellt, dass das Christentum durch seine Poesie mehr geprägt habe als durch Lehre und Appell. „Psalmen, Hymnen, Choräle, Spirituals, aber auch die neueren Songs, Lieder und Gedichte sind als poetisch gestaltete Erfahrung Träger religiöser Überzeugung in einer verdichteten Gestalt.“



**Martin Luther übersetzt die Bibel – Paul Thumann (1872),
Wartburg-Stiftung**



III. „Hindurchschauen“ auf das „wahre Wesen“. Ein mystischer Weg mit langer Tradition. Hilfreich auch für heute von Jürgen Linnewedel, Garbsen

Vorab ein Textfund. Alte Sätze, herrlich klar und prägnant:

„Die Wahrheit kam nicht nackt in diese Welt,
sondern sie kam in Sinnbildern und Abbildern.

Anders kann die Welt die Wahrheit nicht empfangen.“

(aus dem Evangelium nach Philippus)

„Hindurchschauen“ und das „wahre Wesen“ erspüren und erkennen: Dies kann im religiösen Bereich auf eine lange, meist mystisch geprägte Tradition zurückblicken. Zeitlos gültig scheint dies „Hindurchschauen“ zu sein. Es erstreckt sich auf die Dinge und Wesen der Welt und ebenso auf „Sinnbilder und Abbilder“ – und damit auch auf Glaubensaussagen und Glaubensbilder der jeweiligen Zeit.

„Hindurchschauen“ durch Glaubensaussagen und Glaubensbilder auch heute? Damit ist ein brisantes, hochaktuelles Thema berührt, vermutlich sogar das gegenwärtig gravierendste, nämlich: Wie umgehen mit den altüberlieferten Glaubenslehren und Glaubensbildern, mit den früheren Texten und Liedern unseres christlichen Glaubens – und deren Gottesbild? Wie damit umgehen in einer Zeit mit radikal verändertem Weltbild und „Himmelsbild“?

Hilft „Hindurchschauen“ durch die überkommenen, altehrwürdigen Texte, hin auf das, was sie letztlich meinen, auf was sie bezogen sind – hin auf die große Gotteswirklichkeit, die alle Bilder und Dogmen übersteigt, die mit menschlichen Lehrsätzen letztlich nicht zu erfassen ist?

In der Tat, es kann helfen. Jedenfalls mir hat es geholfen, immer aufs Neue. Ich erfahre: Wenn ich die alten Texte lese oder höre und zugleich „hindurchschaue“, so erschließen sie sich, werden lebendig und lebensvoll – sie richten mich aus auf das Göttliche und Heilige und verbinden mich innerlich damit.

Besonders erfreulich, immer wieder: Auch Kirchenlieder leben auf, selbst Lieder aus sehr alter Zeit leben auf in beglückender Weise. Mit Hingabe und erfüllt vermag ich sie – hindurchschauend – nun zu singen. Und es verwirrt und stört mich nicht, dass sie mit alten Worten und Wendungen daherkommen – und dass mir Gottesbilder und Himmelsbilder vergangener Zeiten begegnen.

Ich schaue hindurch – schaue hindurch auf das, was sie letztlich verkünden wollen: Zeitloses, Ewiges. Und ich kann singen, wie gesagt, beglückt, erfüllt und hingegeben.

Ein Gedicht aus neuerer Zeit gab mir den Anstoß. Ergreifend schön der Vers:
„Auch in Anemonen und Nelken, Herr,
ist das Reich und die Herrlichkeit,
für den, der es sieht,
der durch alles hindurchsieht.“

(Silja Walter. Schweizer Benediktinerin.
1919–2011).

Ich forschte nach und entdeckte eine lange Tradition des „Hindurchschauens“: einen Weg, der seit Jahrhunderten begangen wurde und der sich allem Anschein nach immer aufs Neue bewährt hat.

Was wird beim „Hindurchschauen“ gesehen, erkannt, erfasst? Ins Auge fällt, dass dies recht häufig mit verwandten oder doch ähnlichen Sätzen beschrieben wird, zu eigentlich jeder Zeit.

Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Sie können vielleicht zugleich ermutigen, es mit diesem Weg einmal zu versuchen, Zutrauen zu diesem Weg zu fassen, sich diesem Weg anzuvertrauen.

Ausgewählt sind Autoren und Texte, die mich besonders angesprochen und beeindruckt haben.

Ein Satz des Meister Eckhart (um 1300) möge voran stehen – ein Satz, knapp und prägnant formuliert, geschrieben offenbar aus sicherer, fester eigener Erfahrung:

„*Der Mensch muss lernen, die Dinge zu durchbrechen und seinen Gott darin zu ergreifen.*“

(Reden der Unterweisung, Rede 6)

Eng verwandt klingen Sätze aus der „Theologia deutsch“ (um 1380).¹

Sie führen die Tradition fort. Auch sie brechen hindurch durch die traditionellen Lehren und Dogmen der Kirche, suchen nach dem göttlichen, heiligen Grund der Welt, schauen hin auf Gottes Allgegenwart und allgegenwärtiges Wirken – und sprechen mit Nachdruck von der engen, ja engsten Verbundenheit von Gott und Schöpfung und Geschöpf. Ein Satz aus der „Theologia deutsch“ sagt es in besonders eindringlichen Worten und in nahezu poetischer Weise:

„*Gott ist aller Wesen (wahres) Wesen und aller Lebendigen Leben und aller Weisen Weisheit. Denn alle Dinge haben ihr Wesen wahrhaftiger in Gott als in sich selber – und auch all ihr Vermögen, Wissen und Leben und was (sonst) ist. ...*“ (Theologia deutsch, im Folgenden kurz Th.d., S. 98)

¹ Die zitierten Sätze sind entnommen aus dem Buch „Theologia deutsch – eine Grundschrift deutscher Mystik“, herausgegeben und eingeleitet von Gerhard Wehr, Aurum Verlag, 1980. Die Luther-Sätze sind entnommen aus den jeweils genannten Ausgaben seiner Werke.

Etwas nüchterner die Zeilen:

„Unter Gott verstehe ich das vollkommene einige Gut, das da alles ist und über alles, und außerhalb dem kein wahres Wesen noch ein wahres Gut ist ... Und weil dies Gut nun alles ist, so muss es auch in allem sein und über allem.“ (Th.d., S. 146)

Der Weg: „Gottförmig“ werden, so wie Christus.

„So soll das ewige eine Gut (d.h. Gott) über alles und allein geliebt sein. Und es soll sich der Mensch zu diesem allein halten und sich mit ihm vereinigen, soviel es möglich ist.“ (Th.d., S. 49).

Martin Luther, der junge Martin Luther, ist begeistert von der „Theologia deutsch“. Er folgt ihr und setzt den Weg des Durchbrechens und Hindurchschauens in intensiver, eigener Weise fort. Er greift zentrale, wesentliche/ Aussagen der „Theologia deutsch“ auf und verknüpft sie mit seinen persönlichen Erfahrungen, mit eigener Schau in tiefem Gebet:

„Darum muss er (Gott) in einer jeglichen Kreatur in ihrem Allerinwendigsten und Allerauswendigsten selbst da sein, um und um, durch und durch, unten und oben, vorn und hinten.

So dass nichts Gegenwärtigeres und Innerlicheres sein kann in allen Kreaturen, denn Gott selbst mit seiner Gewalt. ... Er muss ja alles machen, Stück und Ganzes.“

(Weimarer Ausgabe von Luthers Werken, Bd. 25, S. 132, 133)

Martin Luther: Gott in dem „geringsten Baumblatt“:

„Die göttliche Gewalt aber ... ist unbegreiflich und unermesslich, außerhalb und oberhalb von allem, was da ist und sein kann. Wiederum muss sie an allen Orten wesentlich und gegenwärtig sein, auch in dem geringsten Baumblatt.“

(Weimarer Ausgabe von Luthers Werken, Bd. 25, S. 132, 133)

Dem „Höchsten Gebot“ folgen – und „ein Küche“ werden.

„... (Der Mensch soll) danach trachten, ... dass er Gott und den Nächsten von Herzen liebt ...“

„Dazu (gehört), wer in der Liebe (zu Gott) bleibt, dass der in Gott bleibt und Gott in ihm, so dass er und Gott ein Küche wird.“

(Luthers Werke. Erlanger Ausgabe, 19. Bd., S. 365).

„Ein Küche“ – das meint engste Nähe und Verbundenheit! „Vergottung“ nennt es die „Theologia deutsch“.

Im Folgenden ein Blick auf Angelus Silesius (1624–1677), auch er steht deutlich in der Tradition des „Hindurchschauens“. In herrlichen Versen

schildert er das mystische Erleben, das dieser Weg eröffnet, sowie die daraus für ihn erwachsende mystische Gottessicht: engste Gott-Verbundenheit. Er lebte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und in den von den Kriegsfolgen gezeichneten Jahren danach. Dennoch gelangen ihm nahezu himmlische Verse.

„Kein Stäublein ist so schlecht, kein Tüpfchen ist so klein,
der Weise siehet Gott ganz herrlich drinnen sein.“

„Oh Wesen, dem nichts gleich, Gott ist ganz außer mir
und inner mir auch ganz, ganz dort und auch ganz hier.“

Um Christförmig werden, Vergottung geht es zentral auch bei ihm:

„Der höchste Gottesdienst ist Gotte gleich zu werden
c h r i s t f ö r m i g sein an Lieb´, am Leben und Gebärden.“

„Berührt dich Gottes Geist mit seiner Wesenheit,
so wird in dir gebor´n das Kind der Ewigkeit.“

Ein weiter Sprung in neuere Zeit ist nötig. Zwar wäre an sich Gerhard Tersteegen (1697–1769) zu nennen (Lied 165 im Ev. Gesangbuch) und ebenso weitere Christen, die den mystisch geprägten Weg des „Hindurchschauens“ für sich aufgegriffen haben. Dies muss jedoch aus Platzgründen unterbleiben.

So denn jetzt ein Blick auf Friedrich Schleiermacher (1768–1834).

Sein „Hindurchschauen“ leitete ihn hin zum „Unendlichen“, zum alles umfassenden und alles schaffenden und bewirkenden „Unendlichen“. (Das „Unendliche“ ist bei ihm ein Synonym für „Gott“).

Er schrieb, ausdrücklich zur Orientierung und zum Geleit im religiösen Bereich, die folgenden für ihn charakteristischen Sätze:

„Alles Einzelne als einen Teil des Ganzen hinnehmen
und alles Beschränkte als eine Darstellung des Unendlichen,
das ist Religion.“

„Die Religion lebt ihr ganzes Leben auch in der Natur, aber in der
unendlichen Natur des Ganzen, des Einen und Allen.“

„...im Menschen, und ebenso in allem andern Einzelnen und
Endlichen,
das U n e n d l i c h e sehen, dessen Ausdruck, dessen Darstellung.“
(in: „Über die Religion“, Zweite Rede)

Ein erneuter Sprung, nun in die heutige Zeit. Was lässt sich finden? Relativ wenig. Ausgewählt seien Sätze, die ganz in die Gegenwart gehören, in unsere Zeit mit dem Weltbild „Universum“ – und mit der Kenntnis von dessen Unermesslichkeiten. Die Sätze sind geschrieben von Pfarrer Jörg Zink (1922–2016):

„...dann komme ich rasch an eine Grenze, an der nichts mehr, was uns an Menschen erinnert, (auf Gott) zutrifft. ... Dann sehe ich ihn in allen Elementen am Werk, in den Stoffen, in den Naturgesetzen, in der Evolution des Universums und dieser Erde.“

(Jörg Zink in: „Dornen können Rosen tragen“, seinem letzten Werk, dem „Ertrag eines langen Lebens“, so der Verlag. S. 196).

In der Tat, wesentliche, ungewohnte Sichtweisen treten hervor, sowohl bei Friedrich Schleiermacher wie bei Jörg Zink. Sie schauen hindurch durch traditionelle Gotteslehren, sie `durchbrechen` diese – auf der Suche nach der Wahrheit, der Gotteswahrheit für heute.

Soweit ich sehe, sind es rare Stimmen, eher nur Einzelstimmen auf weiter Flur. Wenige Theologen fühlen sich offenbar motiviert, sich dem Thema „Gott und das Universum“ zu stellen oder zu widmen.

Resümee:

Die obigen Zitate verdeutlichen: „Hindurchschauen“ hat sich über die Jahrhunderte hin erwiesen als ein hilfreicher, mystisch geprägter Glaubensweg. Genutzt haben ihn allerdings, soweit erkennbar, jeweils nur Wenige. Vieles spricht dafür, dass dieser Weg auch heute gültig ist. Er lässt den alles tragenden Grund aufscheinen, die große, allumfassende Gotteswirklichkeit. Und dieser Weg bewahrt, unverzichtbar und dringlich geboten, den reichen Glaubensschatz aus früheren Zeiten; mehr noch als nur *bewahren*: Das überlieferte Glaubensgut lebt auf beim „Hindurchschauen“, wird neu lebendig und hilfreich (ausgenommen heute unerträgliche Sätze wie etwa Vers 5 in 2. Buch Mose, Kapitel 20).

Zudem: Der mystische Einschlag ist unverkennbar. Mystisch geprägte biblische Sätze schwingen mit, liegen unausgesprochen zugrunde, so vor allem:

„Gott ist nicht ferne von uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.“

„... Es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen.“

„... in Ihm ist alles geschaffen.“

(Apostelgeschichte 17, 27f.

1. Brief an die Korinther, 12, 6.

Brief an die Kolosser, 1, 16).

Konsequenzen für heute? Wenn sich das „Hindurchschauen“ als ein Weg mit mystischem Charakter darstellt: Ist es nicht gerade deshalb ein Weg auch für heute und für die Zukunft? Prophezeite und mahnte nicht der renommierte katholische Theologe Prof. Karl Rahner schon vor Jahren:

„*Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.*“

Deshalb als Schlussfrage: Das „Hindurchschauen“ – erscheint es nicht als ein Gebot der Stunde, ja als *das Gebot* der Stunde? Es hilft heraus aus dem Dilemma der Glaubensunsicherheit.

„Hindurchschauen“ verbindet mit dem Grund allen Glaubens. Der Glaube lebt auf:

Die religiösen Bilder und Texte und Lieder erschließen sich und beschenken mit Glaubenslebendigkeit – auch wenn vieles aus alter Zeit stammt, aus anderem Gottesverständnis und anderer Weltsicht und Weltkenntnis.

In den Worten des Eingangszitats gesagt: Es geht darum zu ahnen und erfahren, wie *Sinnbild und Abbild* mit der *Wahrheit* verwoben sind, und wie Beides aufklingen kann, Sinnbild und Wahrheit, in innerem erfüllendem Erleben.



IV. Mystik und Theologie – ein spannendes Verhältnis von Erika Helene Etminan, Montana/USA

Auch wenn der menschliche Intellekt noch so brillant ist: Gott und die Absolute Wahrheit befinden sich jenseits des menschlichen Denkens. Zwar können wir über Gott nach-denken, aber wir können *Gott* nicht *denken*, auch wenn viele große Denker dies bereits vergeblich versucht haben. Vergeblich, denn mit dem Nachdenken über Gott und über Mystik kommt der menschliche Intellekt mit seiner Logik und seinem Widerspruchsgeist ins Spiel. Es entstehen Konzepte, die zu weiterem Denken und zu weiteren Konzepten anregen. Konzepte über Konzepte, die Gott begreifen und das eigen-willige Leben der Mystik in geordnete Bahnen lenken wollen. Sie sind Gedankengebilde, die nur noch wenig mit der Wahrheit und der lebendigen Wirklichkeit Gottes zu tun haben. Eher verweisen sie die Mystik mit ihrer Erfahrungsdimension in den Hintergrund, die dann hinter dem begrenzenden Horizont des Intellekts und der Gelehrsamkeit eine verborgene Existenz führt. Das Ergebnis theologischen Denkens ist aber leider nicht Wahrheit, sondern sind Glaubens-Wahrheiten. Doch etwas zu glauben – und sei es noch so überzeugend – ist nur eine Vermutung, eine Annahme, dass es so sein *könnte*. Jedoch hat sich im christlichen Sprachgebrauch das Wort „glauben“ auf eine Weise manifestiert, die das, was geglaubt wird, als eine Wahrheit *setzt*. Gläubige Menschen sagen nicht, „ich vermute“, „ich nehme an“ oder „ich hoffe, dass es so ist“, sondern sie setzen ihre gläubige Annahme als eine Wahrheit, die nicht weiter hinterfragt, sondern sogar noch verteidigt wird. Leider entsteht so eine Zirkel-Argumentation, die sich selbst immer wieder bestätigt, sich verselbständigt und möglicherweise zur starren Glaubensidentität wird. Natürlich können wir versuchen, über Gott und Mystik nachzudenken, was wir aber finden werden, bleibt innerhalb des begrenzten Horizonts unseres Ichs und hat mit der Erfahrung Gottes nicht viel zu tun. Jede mystische Erfahrung aber verlässt diesen Zirkel und befreit die individuelle Seele aus der horizontalen Bewegung einer jeden Apologetik. Erst durch die vertikale Bewegung der mystischen Erfahrung kommt unsere Seele Gott und dem mystischen Christus näher.

Doch für viele Mystiker scheint ein Grund zu bestehen, ihre Erfahrungen nicht in einer direkten Form mitzuteilen, sondern sie in theologische Aussagen zu übersetzen. Ordnen sie sich damit einer Norm unter, die zum Theologisieren verpflichtet? Ist dies vielleicht ein Versuch, die eigenen Erfahrungen in Aussagen zu (ver-)packen, die zugänglicher sind, wenn sie gängigen theologischen Formulierungen entsprechen? Oder geht es um kirchliche Anerkennung? Aber sind die Aussagen von Mystikern nur gültig, wenn sie sich dem Denken spitzfindiger Theologen beugen? Religion speist sich ursprünglich aus mystischen Erfahrungen, wenn aber die Mystik

aufgefordert wird, sich der Theologie unterzuordnen, dann wird die ursprüngliche Hierarchie auf den Kopf gestellt. Theologie und Mystik sind zwei verschiedene Universen: hier die Mittelbarkeit – dort die Unmittelbarkeit. Hier das Denken, der Intellekt, das kognitive Wissen, die Theorie – dort das Erleben, die direkte Erfahrung und die Erfahrungskennntnis. Mystische Erfahrung ist direkt und un-mittelbar, ohne die Zuhilfenahme des Denkens oder der Sinne. Sie übersteigt das menschliche Denken und somit alle Konzepte, die wir uns von Gott gemacht haben. Dann zeigt sich, dass Gott kein Konzept ist und auch niemals sein wird. Eher geschieht es, dass bestehende Konzepte in der Erfahrung aufgelöst werden. Denn „Gott hat keine Religion!“ (Mahatma Gandhi). Doch anscheinend sorgt die Mystik als lebendige Erfahrung immer wieder für ein leichtes Unbehagen bei Theologen. Sie ist irgendwie verdächtig, weil sie sehr lebendig und eigen-willig ist. Wenn es aber wirklich um Gott geht, dann ist es nicht sinnvoll, mystische Erfahrung auf das Niveau von philosophisch-theologischem Denken herabzuziehen und ihm unterzuordnen. Eigentlich gebührt der mystischen Erfahrung sogar der Vorrang vor der theologischen Reflexion. Aber davon sind wir weit entfernt, wohl weil in der mystischen Erfahrung – und sicher in der Einheitserfahrung – alle Konzeptionen und Identitäten aufgelöst werden. Als Beispiel sei hier auf den großen Theologen Thomas von Aquin verwiesen, der nach einer tiefen Gotteserfahrung seine theologische Arbeit eingestellt hat, mit der Begründung: „Alles, was ich geschrieben habe, kommt mir vor wie Stroh im Vergleich zu dem, was ich erfahren habe!“

Genau dieses Gerangel um die Gültigkeit mystischer Erfahrung sorgt dafür, dass das Verhältnis zwischen Mystik und Theologie spannend bleibt – bis hin zu angespannt. Das müsste nicht so sein. Der Mystik mit ihrer Erfahrungsdimension und ihrer Gottesnähe sollte zumindest eine Kooperation zwischen gleichwertigen Partnern eingeräumt werden.



v. Die Wolke des Nichtwissens

Entnommen aus: Perowanowitsch, Zoran: *Die Wolke des Nichtwissens: mit dem Brief der geheimen Unterweisung, Sölden 2022, S. 210–213.*

Hier beginnt das achtundsechzigste Kapitel

Körperlich nirgendwo bedeutet im Geiste überall sein, und wie unserem äußeren Menschen das Wirken nach diesem Buch sinnlos ist

Die gleiche Gefahr besteht, wenn jemand anders dir raten würde, deine Seelenkräfte und Sinne nach innen zu konzentrieren, um dort Gott anzubeten. Wenn dies auch richtig ist und man nichts dagegen einwenden kann, so hängt viel davon ab, dass man es wahrheitsgemäß auffasst. In Sorge, du könntest diese Worte nur ihrem Buchstabensinn nach verstehen, möchte ich dir nicht diesen Rat geben, sondern vielmehr den folgenden: Weile weder ausschließlich in deinem Inneren, noch außer dir, über dir, hinter dir, auf dieser oder jener Seite von dir.

„Wo soll ich dann sein? Nach deinen Worten wohl nirgendwo?“ Du hast jetzt wahrlich recht gesprochen, denn in dieses „Nirgendwo“ will ich dich bringen, da körperlich „nirgendwo“ geistig „überall“ bedeutet. So trachte danach, dass dein geistiges Bemühen körperlich nirgendwo ist; dann bist du sicherlich im Geiste dort, wohin du deinen Geist mit der ganzen Kraft deines Willens hinführen willst, während dein Körper an jenem Ort ist, an dem du dich gerade aufhältst. Obwohl alle deine körperlichen Sinne in diesem „Nirgendwo“ keine Reize erhalten können und sie dein Bemühen für sinnlos halten, sollst du nicht aufhören, dieses „Nichts“ mit deiner Liebe zu durchdringen. Lass nicht nach, richte deine Sehnsucht mit deinem ganzen Willen auf das „Nichts“, um dich Gott, den niemand wirklich kennen kann, anzunähern. Ich sage dir in Wahrheit: Lieber möchte ich körperlich in diesem „Nirgendwo“ sein und mit dem unmittelbaren „Nichts“ ringen, als dass ich auf Erden zu reisen vermag, wohin ich will, und mich unbedarft mit „Allem“ abgeben kann, wie es ein großer Herr mit seinem Eigentum zu tun beliebt. Wende dich ab von diesem „Überall“ und „Allem“ zugunsten des „Nirgendwo“ und „Nichts“. Sei nicht bekümmert darüber, dass deine Sinne dieses erhabene „Nichts“ nicht begreifen können, denn umso mehr liebe ich es. Dieses „Nichts“ kann eher erfahren als gesehen werden, denn es ist unfassbar und dunkel für jene, die nur kurz darauf geschaut haben. Die Seele, die das „Nichts“ erfährt, wird jedoch, um es wahrheitsgemäß zu

sagen, von der geistigen Lichtfülle derart geblendet, dass sie blinder nicht sein könnte in Finsternis oder durch Mangel an irdischem Licht.

Wer nennt es das „Nichts“? Unser äußerer Mensch nennt es das „Nichts“, unser innerer Mensch dagegen die Vollkommenheit des All-Seins; denn es lehrt ihn, alles, sei es geistig oder körperlich, ein Ding oder ein Wesen, nicht getrennt vom Ganzen zu schauen.

Hier beginnt das neunundsechzigste Kapitel

Wie sich das Bewusstsein des Menschen wandelt, wenn er dieses „Nichts“, das sich im Nirgendwo vollzieht, erfährt

Wundersam ist des Menschen Wandel durch das Erfahren des „Nichts“, das sich im Nirgendwo vollzieht. Wenn der Mensch zum ersten Mal darauf schaut, erscheinen ihm alle seine begangenen Sünden, die er aus Ermangelung geistiger Einsicht seit seiner Erschaffung begangen hat, vor sich ausgebreitet. Wohin der Mensch sich auch wendet, erscheinen sie immer aufs Neue vor seinen Augen, bis er sie mühevoll, unter schmerzlichen Seufzern und vielen bitteren Tränen zum größten Teil weggewischt hat.

Manchmal erscheint es ihm, als schaue er in die Hölle und dann meint er daran verzweifeln zu müssen und nie außerhalb dieser Not gelangen und Vollkommenheit erreichen zu können. Bis zu dieser inneren Erfahrung gelangen viele; aber die sie belastende Not und Trostlosigkeit lässt sie wieder zu äußerlichen körperlichen Dingen zurückkehren, bei denen sie nun Trost suchen, anstatt im Geiste, was aber ihr Lohn gewesen wäre, wenn sie in ihren Bemühungen nicht nachgelassen hätten.

Wenn der Mensch jedoch nicht nachlässt, wird ihn Trost und Hoffnung auf Vollkommenheit erfüllen. Denn in seinem Erkennen und Fühlen wird er gewahr, dass viele seiner begangenen Sünden durch Gnade aufgehoben sind. Trotzdem fühlt er immer noch Schmerz, von dem er jedoch glaubt, dass dieser enden wird, da er sich langsam abschwächt. Deshalb nennt er dieses Erleben nicht Hölle, sondern Fegefeuer. Manchmal kann er in diesem „Nichts“ keine Sünde aufgezeichnet finden, meint jedoch, dass die Sünde, obwohl er nichts Genaueres über ihre Beschaffenheit weiß, ein Erdklumpen sei, der er selber ist. Das ist die Erbsünde, die der Mensch zu tragen hat. Manchmal fühlt er sich wegen der verschiedenen wunderbaren süßen Tröstungen, Freuden und seligen Tugenden, die er im „Nichts“ findet, wie im Paradies oder im Himmel. Manchmal meint er, wegen des ihn erfüllenden Friedens und der Ruhe, es sei Gott.

Ach, er kann doch vermuten, was er will; immer wird er auf die „Wolke des „Nichtwissens“ zwischen sich und Gott treffen.



VI. Predigt bei der Jahrestagung der
Gesellschaft der Freunde christlicher Mystik
in Selbitz am Dreifaltigkeitssonntag,
4.6.2023

von Julia Zabrocki, Kiel

Guten Morgen!

Fast zwei Tage Tagung, Tage des Nachdenkens, Hinschauens und Hörens liegen inzwischen hinter uns. Es ging, und geht nachher noch weiter, um Schöpfung, also letztlich um uns und unser Hier und Jetzt. Und dann soll ich nun hier vor Ihnen stehen und predigen. Was soll ich sagen? – Es ist mir nicht ganz leichtgefallen. Und trotzdem wage ich mich mutig voran und möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, weil Geschichten schon immer gut dazu waren, sich Unbegreifliches etwas handhabbarer zu machen, beschaulicher im eigentlichen Sinne. Diese kleine Geschichte beginnt also so:

Manchmal hat Frau Weisheit diesen Albtraum. Solange sie zurückdenken kann, war es immer nur der eine, nur dieser seit Anbeginn der Zeit:

Sie läuft und ruft
Durch einsame Gassen
Doch niemand ist da,
der sie hört

Sie rennt und schreit.
Erst langsam, dann schneller
Schallt es durch leere Straßen.
Doch niemand ist da,
der sie hört

Sie bellt und kreischt
Durch einsame Gassen
Durch Schluchten aus Ruinen
Aus vergessener Zeit
Sie ist allein
Niemand mehr da,
der sie hört

Dann, irgendwann, wacht sie auf.

So wieder wach hat Frau Weisheit Angst, jedes Mal furchtbare Angst. Sie strauchelt, versucht wieder Boden zu finden, versucht zu begreifen wo und

wer sie ist. Was war das für ein Ort? Was für eine Welt? Wüst und dennoch nicht leer.

Sie zittert und bebt. Und um sich zu besinnen, das beruhigt noch jedes Mal, greift sie zu den vertrauten Worten, die sie so lange begleiten. Sie spricht sie laut, singt geradezu, und lauscht auf ihre eigene Stimme:²

„Du hüllst dich in Licht wie in einen Mantel.
Du spannst den Himmel aus wie ein Zeltdach.
Im himmlischen Ozean setzt du die Balken,
die das Obergeschoss deines Palastes tragen.
Du machst die Wolken zu deinem Wagen.
Flügel des Windes tragen dich überall hin.
Du machst die Stürme zu deinen Boten.
Feuer und Flamme nimmst du in Dienst.
Du hast die Erde auf ihre Pfeiler gesetzt.
Sie wird niemals wanken – zu keiner Zeit.“
(Ps 104, 2–5)

„Gott hat den Winden ihre Stärke verliehen,
die Meere mit der richtigen Menge Wasser gefüllt.
Sturm und Regen hat er eine Ordnung gegeben,
den Weg der Gewitterwolken vorherbestimmt.
Als er das tat, war die Weisheit bei ihm.
Da hat er sie gesehen und sie eingesetzt,
sie ergründet und bis ins Letzte erforscht.“
(Hi 28, 25–27)

„Lebewesen ist nicht gleich Lebewesen, sondern jedes gehört zu einer anderen Art: Die Menschen gehören zu einer anderen Art als die Rinder oder das Geflügel oder die Fische. Es gibt ja auch Himmelskörper und irdische Körper. Die Himmelskörper haben eine ganz andere Schönheit als die irdischen Körper. Die Sonne leuchtet anders als der Mond, der Mond wieder anders als die Sterne. Und kein Stern leuchtet wie ein anderer.“
(1 Kor 15, 39–41)

„Schaue ich hinauf zum Himmel,
staune ich über das Werk deiner Finger.
Betrachte ich den Mond und die Sterne,
die du dort oben befestigt hast, so frage ich:
Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst,
das Menschenkind, dass du dich seiner annimmst?
Die Werke deiner Hände hast du ihm anvertraut.

² Alle Bibelstellen folgen der Übersetzung der BasisBibel: BasisBibel, hrsg. v. d. Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart 2021.

Alles hast du ihm zu Füßen gelegt:
Schafe, Ziegen und Rinder – alle zusammen,
und dazu die wilden Tiere auf dem Feld,
die Vögel am Himmel und die Fische im Wasser
und was sonst die Meere durchzieht.“
(Ps 8,4f.,7–9)

„Glücklich zu preisen ist der Mensch,
der Weisheit gefunden hat und Einsicht gewinnt.
Denn die Weisheit bringt mehr ein als Silber
und ist wertvoller als reines Gold.
Weisheit ist für den, der sie ergreift,
ein Baum des Lebens.
Wer sie nicht mehr loslässt,
ist glücklich zu preisen.“
(Spr 3,13f.;18)

Und doch
Beziehungsweise
Immer noch
Und
Manchmal auch
Trotz allem
Weiß
Frau Weisheit nicht weiter.

Am ersten Schöpfungstag war sie da und so auch am letzten. Und sieh einer an, sie war sehr gut, diese Schöpfung. So viel Schönheit lag in diesem Werk. Aber manchmal sieht Frau Weisheit darüber hinaus und sieht auf die Menschen. Mit allen Mitteln der Kunst und der Technik graben sie nach Schätzen, greifen nach den Sternen, verlängern Leben, wollen hoch hinaus. Und natürlich tun sie gut daran! Was wären ihre Menschen ohne ihre Ideen, die Kreativität und Überzeugungen? Einfach gut sein, gut in jeder Hinsicht, das wünschen sich die Menschen. Und dennoch, immer und immer wieder ist der Fall tief. Sie verzweifeln, scheitern, haben Angst, sehen die Welt, diese wunderschöne Schöpfung, schwinden. Und irgendwann begreifen sie ihren Anteil daran, erkennen, viel zu spät, welche Folgen ihr Tun und Handeln hat.

Und Frau Weisheit weiß: all das ist unendlich menschlich. Das mit der zu kurzen Übersicht über die Folgen, war schon anfangs ein Problem, wenn man mal ehrlich ist. Diese Geschichte mit dem freien Willen und diesem Baum.

Manchmal grübelt Frau Weisheit, verzagt geradezu. War das ein Fehler? Und der freie Wille zu viel der Verantwortung für den Menschen? Irgendwann

waren sie einfaches Leben inmitten und umgeben von anderem Leben, das nichts tat und nichts wollte als am Leben zu bleiben. Denn das Leben war schön.

Aber doch gilt auch dann immer noch:

„Von Anfang an gab es den, der das Wort ist. Er, das Wort, gehörte zu Gott. Und er, das Wort, war Gott in allem gleich. Dieses Wort gehörte von Anfang an zu Gott. Alles wurde durch dieses Wort geschaffen. Und nichts, das geschaffen ist, ist ohne dieses Wort entstanden.“ (Joh 1,1–3)

Manchmal, heißt es, liegen Weisheit und Torheit nah bei einander. An den guten Tagen fällt er Frau Weisheit wieder ein. Dieser eine Tag. Einmal ging sie durch überfüllte Gassen, aber eigentlich war sie zum Gehen fast zu schwach. Nirgends war sie allein, nirgends war Platz, weil all diese Menschen da waren. Volle Straßen und gefüllte Gassen, doch ihr blieb kein Atem, um zu rufen. Schritt für Schritt kämpfte sie mit, um diesen einen letzten Hügel hinaufzukommen, zitternd und bebend unter der Last auf ihren Schultern. Dort schlugen sie ihn ans Kreuz und dann hing sie mit ihm, hing dort oben und ertrug, erfuhr all die Angst, all das Leid, das bis dahin nie das ihre war, aber sie nahm es, sie nahmen es gemeinsam gerne an. Denn:

„So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit nichts verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ (Joh 3,16)

Ewiges Leben, inmitten von Leben, das sich am Leben erfreut, einfach sein kann.

Und wie sie dabei war, als alles begann und dann, als alles anders wurde, so wird sie auch noch sein, wenn ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, am Ende aller Zeit.

Und genau dann weiß sie es wieder: weiß wieder, wer sie ist, weiß vor und zurück. Dann weiß Frau Weisheit, nein, sie glaubt ganz fest an der Weisheit letzten Schluss: Am Ende wie am Anfang bleibt nur das Hoffen. Das freudige Erwarten und trotzdem Leben und Tun und Handeln, aber immer getragen von dieser Hoffnung auf den einen und sie alle drei.

Also bewahre der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen!